

Haus Vaterland. Castorfs Volksbühne.

Andreas Kämper. Er ist Fotograf, und als Fotograf ist er ein Weitererzähler von Dingen, von denen er möchte, dass sie nicht spurlos an ihm, an uns vorübergehen. Ich finde, dass man die Fotos von Andreas Kämper so traurig wie heiter lesen kann. Tief im Keller der Volksbühne hängen zwei Fotos von Rolf Ludwig. Den Namen spreche ich hier aus, als kenne ihn jeder. Vielleicht ist das so. Aber dass da Fotos eines unvergesslichen Schauspielers im Staub und Schmutz einer Abstellgegend hängen - es erzählt von einer Liebe zum Gaukler, die sich noch in der entferntesten Ecke eines Hauses hält, eine Liebe, die sozusagen nicht totzukriegen ist vom Staub, der sich auf alles setzt, was wir tun. Andererseits erzählt das Foto die Unerbittlichkeit des Grabes, und dass alles dort endet, wo kein Scheinwerfer-, geschweige denn Sonnenlicht je mehr hinkommt.

Oder nehmen wir die Schneiderin, auf einem anderen Foto, die versunken an einem Kostüm näht, während hinten die Schauspielerin Silvia Rieger gereckt zum Auftritt in Richtung Bühne geht. Jede der beiden Frauen konzentriert bei der Arbeit. Das ist schön. Aber auch hier lässt sich Trauriges fabulieren: Menschen im Dunkel, Menschen im Licht - das hat immer auch etwas Ungerechtes, denn Ruhm ersehnt jeder, und auf dem Tisch der Schneiderin liegt eine Büchse mit Nähzeug, darunter eine bunte Zeitschrift, deren Titel man nicht erkennen kann, aber vielleicht stehen genau darin die Geschichten vom Erfolg, von denen diese Schneiderin nur immer träumen kann, während der Applaus von der Bühne zu ihr herüberdringt. So könnte man über jedes Foto von Andreas Kämper sinnieren. Das Eisen der Maschinen strahlt Gewalt aus, aber es hat auch was von der Attraktivität, die von versunkenen Welten ausgeht. Manchmal ist es, als habe Kämper auf dem Meeresgrund fotografiert, ein Schiff ging unter, und wir streifen nun durch die Reste. Fehlen nur noch die Algen.

Eines der Fotos zeigt den Aufenthaltsraum der Technik. Man sieht einen der Techniker in einer Arbeitspause. Er schaut auf die Spinde vor ihm. Einer der

Spinde steht offen. Man muss nur lange genug hinschauen, und man weiß, der Mann sitzt als Zuschauer in seinem eigenen Theater, nach und nach werden sich alle Schranktüren öffnen, vielleicht wie in einem Abend von Christoph Marthaler, und in jedem Schrank wird ein Mensch stehen, vielleicht singen oder wahrscheinlich einfach nur schweigen. Der Techniker, der auf seine Weise einsam ist, würde dann auf Leute schauen, die auf ihre Weise auch einsam sind, wie er. Und Marthaler, von dem eben die Rede war, sagte über seine Volksbühneninszenierungen, die vorwiegend über einsame Menschen erzählten: Die einsamen Menschen sind die besonderen Menschen.

Ich will damit nur sagen: Andreas Kämper ist ein Geschichtenerzähler, und jeder wird vor diesen Fotos seine ganz eigene Geschichte finden oder noch besser: erfinden.

Für "Neues Deutschland" habe ich mit Andreas mal ein Interview gemacht.

**Frage: Wenn es eine Alternative sein müsste fürs Fotografieren:
Landschaft oder Menschen?**

Kämper: Heute Landschaft, morgen Menschen. Heute habe ich den Kopf voll, bin voller Alltags-Aktivität, da tut Stille gut – morgen habe ich Kraft und Appetit auf andere, auf Auseinandersetzung.

Sind Sie fotografierend Voyeur oder Partner?

Bei der Arbeit Voyeur, davor und danach Partner.

Gibt es ein Traummotiv?

Ja. Bei dem gerade zu fotografierenden Motiv jenes Bild zu finden, das dem inneren Bild am nächsten kommt.

Muss ein Fotograf ein rücksichtsloser Mensch sein?

Ja, leider rücksichtslos gegenüber sich selbst. Ich musste mühevoll lernen, auf andere Dinge zu verzichten, zugunsten wichtiger Bilder.

Was mögen Sie überhaupt nicht an Ihrem Beruf?

Nie ausreichend Zeit zu haben. Man vollendet nicht, man hört nur auf.

Was reizt Sie an Langzeitstudien?

Ich bin gern lange an einem Thema (wenn erforderlich), aber wichtig ist auch, den Schlusspunkt zu setzen.

Haus Vaterland. Ein paar Worte zur Volksbühne. Man steht davor, man bewegt sich in den Innenräumen und weiß einmal mehr: Hässlichkeit schlägt die tiefsten Wurzeln. Aber so hält sich der Kampf um Schönheit am Leben. Am 8. Oktober 1992 eröffnete die Intendanz Frank Castorfs mit seiner Inszenierung des »König Lear«. Kürzlich, Ende Dezember war Jubiläum: Hundert Jahre Volksbühne. 1914 begann der Weltkrieg - und in Berlin wurde ein Theater errichtet. Ein Bau, erwachsen aus dem Ruf »Die Kunst dem Volke«. Die Volksbühne als Monument einer, wie es damals schon hieß, »idealistischen Idee«. Zweitausend Plätze, drei Ränge. Goethes »Götz von Berlichingen« sollte den Betrieb eröffnen. Die komplizierte Maschinerie aber streikte, man gab daher am 30. Dezember 1914 das Stück »Wenn der junge Wein blüht«. Auf Fotos von Kämpfer sieht man die Maschinerie des Theaters, wie der Maschinenraum eines Totenschiffes. Man denkt eher an Schwerindustrie als an die Leichtigkeit der Kunst. Und man denkt sich mit Leichtigkeit hundert Jahre zurück.

Der Platz, wo die Volksbühne steht, hieß Babelsberger-, Bülow-, Horst-Wessel-, Liebknecht-, Luxemburg- und endlich Rosa-Luxemburg-Platz. Als sich 1930 der Trauerzug für den (im Kommunisten-Auftrag?) ermordeten Nazi Horst Wessel in kultischer Anmaßung über den Platz bewegt, ertönt aus der Parteizentrale der KPD gegenüber die »Internationale«. Immer ist dieser Platz ein Kampf-Platz gewesen. Ein Jahr später erschießen hier Erich Mielke und ein weiterer Genosse zwei Polizisten, von hinten.

Hier sprühte zu DDR-Zeiten Benno Bessons Heiterkeit: Vergnügen, Zirkus, Freundlichkeit. Hier entstand unter Manfred Karge und Matthias Langhoff eine kantig-antibürgerliche, kontrastkräftige Bühnenwelt aus Ibsen und Schiller und Shakespeare. Hier düsterte sich Fritz Marquardt grandios ideologieverachtend in Heiner Müller und Valentin Katajew hinein. Hier inszenierte Jürgen Gosch Büchners »Leonce und Lena«, als zeichne er die tumbe Tristesse der SED-Oberen nach.

Das Theater auf diesem geschichtlich so geladenem Berliner Platz war, wenn es denn gut war, ein Spiegel der realen rohen, rauhen, rünstigen Umgangsarten. Stätte für ein Publikum, das eher aggressiv als fein fühlte. Mürrisch gegen naturalistisches Murren. Nunmehr schon über ein Vierteljahrhundert: Frank Castorf. Heiner Müller nannte dessen Volksbühne ein Theater »über den Gewittern und am Vorabend des Todes«. Ein Ort wider jede »programmierte Sinnschleife«. Zum 80. Geburtstag des Hauses schrieb er: »Theater, denen es nicht mehr gelingt, die Frage WAS SOLL DAS? zu provozieren, werden mit Recht geschlossen ... der Weg ist nicht zu Ende, wenn das Ziel explodiert.« Er wünschte Castorf Kraft, um weiter in die Suppe des Kapitalismus zu spucken. Bei Castorf, in der Volksbühne, die Andreas Kämper fotografiert hat, tobte das Obdachlosetheater »Die Ratten« über den Samt der Zuschauersitze, und in den Foyers vollzog die PDS-Führung ihren Hungerstreik aus Solidarität mit dem Kumpel-Kampf in Bischofferode. Echt Volksbühne: Alles Unvereinbare hat hier Heimat - das Anarchische, das auch mal das Schnarchige sein kann, wie auch das Stalin-Plakat im Intendantenzimmer.

Vorm Haus das schwarze Rad auf zwei Beinen und sechs Speichen im Innern - jenes mittelalterliche Brandmal, das Wegelagerern als Erkennungszeichen diente. Marthaler, Schlingensief, Kresnik, Pollesch - ein Theater als Forum für alle, die Lust haben, die Übersicht zu verlieren. Störsender Ost. Die Volksbühne liebt die harten, kühnen, unkeuschen Griffe, mag die Schrecklust und den

Lustschreck an den empfindlichen Stellen. Könnerschaft, zurückgestuft bis ins Triviale, Schauspielerführung als Nummernrevue.

Andreas Kämper, Jahrgang 1954, hat Friedhöfe fotografiert und Denkmalplastiken nach dem Sozialismus, er hat in den Bildbänden »Wir und unser Trabant« und »Vom Ende des Römerlatschens« DDR-Kultur porträtiert; seine Arbeiten über die Obdachlosenhilfe von Franziskanermönchen und Rudolf Bahros Landkommune offenbaren seine sozial-philosophische Randfixierung, seine Lust an einer Lebenskunst der alternativen Bindungen und Bescheidenheiten. Er ist ein Alltäglichkeits-Ästhet.

Fotografie suggeriert ja, dass wir über die Welt Bescheid wissen, indem wir sie so hinnehmen, wie eine Kamera sie aufzeichnet. Aber die Welt so hinzunehmen, ist das Gegenteil von Verstehen. Brecht verwies darauf, dass ein Foto der Krupp-Werke im Grunde genommen nichts von dessen Sinnggebung erkennen lässt. Die Realität der Welt liegt nämlich nicht in ihren Abbildern, sondern in ihren Funktionen. Kämper weiß das, seine Bilder haben deshalb immer einen höflichen Zug, sind zurückhaltend. Überspitzt könnte man sogar sagen, diese Bilder streben geradezu Stummheit an, denn Kämper will uns die Welt nicht verfügbarer erscheinen lassen, als sie in Wirklichkeit ist. Die letzte Weisheit seines friedlichen fotografischen Bildes lautet: Hier ist die Oberfläche, nun denk darüber nach, erfühle, was darunter ist, erkenne also intuitiv, wie eine Realität beschaffen sein muss, die solche Abbilder möglich macht. Die Fotos erzählen immer irgendwie, dass das Leben weitergeht; und zwischen Vergangenheit und Zukunft liegt alles andere als Niemandsland.

In dem Buch, für das diese Fotos gemacht wurden, steht auch ein Text von Andreas. Darin der Satz, sein erster Eindruck in der Volksbühne sei Überhitzung gewesen. Das ist eine typische DDR-Erfahrung: überhitzte Räume. Das kam auch von der Freiheit, lässig und unbedenklich mit Energie umzugehen. Die Heizung voll aufdrehen und darüber das offene Fenster. Überhitzung ist ein

großartiges Wort, um die Volksbühne zu erklären. Alles ist Überdruck. Es ist, als sei immer ein Kessel in Gefahr, zu platzen. Druck machen, auf Sehgewohnheiten, auf Denkgewohnheiten. Manche Aufführungen sind so lang, dass man auch mal wegnickt. Müdigkeit gehört zu jeder Session.

Theater ist geschlossener Raum. Keine Fenster. Nur künstliches Licht. Dort leben die Verrückten. An den Porträts der Volksbühnenschauspieler und einiger Regisseure, die Andreas fotografiert hat, kann man das wunderbar erkennen. Andreas hat in diesen Fotos sein eigenes kleines Welttheater eröffnet. Jeder spielt für die Kamera ein Stück, in dem er sich fremd macht und doch ganz er selber ist. Ich staune immer, dass Menschen so was mit machen, und ich denke dann immer, dass sie es mitmachen, das schafft nur ein strenger, harscher, befehlender, geradezu diktatorischer Dirigent hinter der Kamera, und dann staune ich ein weiteres Mal, wie Andreas das geschafft hat, der ja die Sanftheit und Freundlichkeit und Zurückhaltung in Person ist. Offenbar teilt sich der Mensch doch in eine private und eine professionelle Persönlichkeit, und auch auf dem Theater erlebt man oft, dass die tollsten Komödianten, wenn die die Bühne verlassen, die zaghaftesten und scheuesten Menschen sind. Wahres Können braucht eben keinen Aufputz, Klassik keine äußerlichen Extras.

Von besagtem Heiner Müller gibt es ein berühmtes Bild, aufgenommen von dem Fotografen Gallus Rittenberg: Müller entsteigt in Frankfurt am Main, in der fußgängerüberfüllten Innenstadt, einem Gully. "Ich nehme nicht an, dass es so ein Foto von irgend einem meiner Kollegen jemals wieder geben wird", sagte Müller damals. Und irrte gewaltig. Andreas Kämper hat Frank Castorf fotografiert, ein Foto, das inzwischen mindestens ebenso berühmt ist wie das Müller-Foto. Castorf auf dem Vorplatz des Theaters, er kommt auch aus einem Gully, aus dem Untergrund seines eigenen Imperiums, ein Hauch Erschöpfung schon im Gesicht, Melancholie, die er nie abgelegt hat. Und eigentlich ist gar nicht so sicher, ob er von unten kommt oder gerade dort hinabsteigt und vorher

noch einmal frech zu uns herüberschaut, die wir, im Gegensatz zu ihm, traurige Existenzen sind, die auf dem Boden der Tatsachen zurückbleiben müssen.

Einige der abgebildeten Volksbühnen-Leute sind schon gestorben, so, wie wir ja überhaupt nicht schlechthin Fotos ansehen, wir sehen dem Tod bei der Arbeit nur zu. Auch jedes Foto von uns selber zeigt einen Menschen, den es nicht mehr gibt. Bei Kinderfotos fällt uns dieser Gedanke am stärksten an, wir begegnen der eigenen Vergänglichkeit, und Theater lebt dieses Thema geradezu. Es vergeht im Moment, da es entsteht.

Andreas Kämper versucht, Verstand, Auge und Herz auf eine Linie zu bringen. Die Regel gilt ja beileibe nicht nur fürs Fotografieren. Deshalb erzählen diese Bilder nicht nur von der Kunst, sondern von Lebenskunst.

Castorf-Inszenierungen dauern gern fünf, sechs Stunden. Für einen Einführungstext bin ich schon viel zu lang. Aber die Fotos von Andreas Kämper mögen sie lange, lange beschäftigen.

Hans-Dieter Schütt

22.02.2015